

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 24 • • • • • Beilage zur Gleichheit • • • • • 1913

Inhaltsverzeichnis: Der Roman des Proletariats. Von D. Wittner. (Schluß.) — Reform der Ernährung. I. Von M. Kt. — Gegenüber. Von Fr. Theodor Vischer. — Feuilleton: Hamza und Hanifa. Von Gustaf Janson. (Schluß.)

Der Roman des Proletariats.

Von Otto Wittner.

(Schluß.)

Immerhin, die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der vielen Kleinen gegen die Großen steht nun fest in Pelles Bewußtsein. Durch unermüdlige Agitation bringt er die in schwerer Zeit verzagten Berufsgenossen dazu, der fast gesprengten Organisation wieder beizutreten. Mit Redheit und List führt er, nun der Kopf des Verbandes, Streich auf Streich gegen den stärksten Unternehmer, der die Organisation nicht anerkennt. Er nimmt diesem seine besten Arbeiter vom Werkisch weg und bringt die Güte seiner Waren in Verruf. Er verhindert Zugang und Erfaß. Da muß der mächtige Fabrikant seinen Betrieb schließen. Durch diese erfolgreichen Manöver wächst das Ansehen der Gewerkschaften gewaltig. Die Unternehmer vereinigen sich jedoch gleichfalls und machen in einer Zeit der Krise, der Teuerung und des winterlichen Glends die Kraftprobe, die Arbeiterorganisationen zu zerschmettern. Das wird Pelles Geldzeit. Auch die Organisationen sind auf den Kampf wohl vorbereitet. Planmäßig wird ein Verband nach dem anderen in die große Entscheidungsschlacht hineingeführt. Mit Streikbrechern und Ausländern hält die größte Maschinenfabrik sich notdürftig aufrecht. Aber Pelle weiß sich Eingang in den Betrieb zu verschaffen, die Gewalt seiner Worte weckt Scham in den Abtrünnigen, und wie gebannt folgen sie ihm, der sie zu den Toren hinaus ihren Kameraden wieder zuführt. Dieses jede Stücklein befehlt die gesunkene Zuerst der Arbeiter, und als nun die Ausständigen als letzte Reserven die Gasarbeiter und Straßenreiniger ins Gefecht führen, ist der große Kampf entschieden. In einem gewaltigen Triumphzug führt Pelle die siegreichen Arbeiter durch die Stadt.

Aber dieser Sieg der Sache ist mit den schwersten persönlichen Leiden und Opfern erworben. Auch Pelles Hausstand ist vernichtet: seine geliebte Frau hat, um den Hunger der Kleinen zu stillen — sich selbst verkauft. Und noch Schwereres stürzt auf ihn. Halb in gedankenlosem Scherz zur Zerstreuung, halb in einem durch die Not erzeugten phantastischen Wahn hat Pelle mit seiner zeichnerischen Gewandtheit einen Kassenschein kopiert. Aus Nachsicht hält man Hausfuchung bei dem Führer der Ausständigen. Das belastende Material wird gefunden, und der Prozeß wegen vorbereiteter Fälschung von Staatspapieren ist fertig. Die Arbeiter haben gesiegt — aber der sie führte wandert ins Zuchthaus.

Nach Jahren wird Pelle frei, innerlich verändert, in der Einsamkeit ein Einsamer und Reicherer geworden. Er hat das Leben besser verstehen gelernt in der Zeit, in der er — nicht lebte. Seine Frau nimmt er wieder zu sich, er sieht, daß er ihr nichts zu vergeben hat. In die Bewegung seiner alten Genossen, wie sie in der Zeit fortschreitend geworden ist, findet er sich aber nur schwer. Sie ist auf dem eingeschlagenen Wege weitergerollt, fast mit der gedankenlosen Sicherheit des Automaten. Sie droht zu verjumpsen aus Mangel an Widerstand. Es fehlt an dem Sauerteig neuer Ideen, an der Lockung neuer Ziele. Kämpfer hat Pelle verlassen und findet nun selbstgenügsame Kleinbürgerliche Philister. Er steht betrachtend abseits, selbst eine halbvergessene Episode. Ganz von vorn beginnt er wieder, und gerade an diesem stumpfen Widerstreben erstarkt seine revolutionäre Energie. Mit der politischen und gewerkschaftlichen Bewegung in ihrem ruhig gleichmäßigen Tempo hat sich das Bürgertum bereits abgefunden. Es gilt das Lager des Feindes von einer anderen Seite her zu stürmen und durch den Anblick solches neuen Werdens die Genossen ihrer Schaffheit zu entreißen. In Pelle wird der alte Gedanke wieder lebendig, die Arbeiter sollten die Produktion selbst in die Hand nehmen. Noch einmal wird er zum Führer. Anfangs wird sein Unternehmen verlacht, solange es den kümmerlichen Nutzen seines Ursprungs noch nicht entwachsen ist. Aber bald zeigt es sich als eine gute Waffe im Kampf für die neue soziale Ordnung. Die bürgerliche Gesellschaft soll hier gewissermaßen von innen heraus unterhöhlt werden. Pelles Betriebe gestalten sich immer mehr aus,

immer neue tätige Glieder wachsen ihnen zu. Auch dem Wohnungselend, das Pelle in seiner frühesten Kopenhagener Zeit so grausam miterlebt hat, kann nur der organisierte Wille des Proletariats selbst ein Ende machen. Und schon sieht Pelle auf dem Hügel nahe der Vorstadt die neue Stadt erstehen, von der aus die kommende Generation ihren Sieg vollenden wird. Aber der erste, der von dem neuen Lande Besitz ergriff für das arbeitende Volk, das war er — Pelle der Eroberer.

Dies ist in ganz grobem Umriß der Inhalt dieses reichen Buches. Aber seine Fülle ist nicht in einer Skizze auszuschöpfen. Mit welcher Feinheit ist allein das Erwachen der sozialen Empfindungen in dem heranwachsenden Pelle gestaltet: sein instinktiver Haß gegen die Feinen und Gutgefleibten, seine Solidarität mit allem Elend, an das ihn die Gemeinsamkeit des Lebens bindet, seine Bitterung für die böse Lust, die über Herrensitzen liegt, über allen großen Anhäufungen von dem, was den Vielen gehören sollte — bis er schließlich erkennt: „Wie konnte es ein Glück für ihn allein geben — das Märchen war tot! Er war mit all den anderen verbunden und mußte Glück und Unglück mit ihnen teilen. Darum gaben ihm die Verunglückten ihren Segen.“ Und wie wunderbar versteht es der Dichter, die durchaus typischen Erlebnisse Pelles individuell zu verkleiden, seine Dubenschlachten als Hütelunge, seine Wanderung nach der Kleinstadt, sein Fasten und Suchen in den Verworrenheiten des Großstadtelends, das plötzliche Verlöschen seines sozialen Empfindens in dem befriedigten Glück junger Ehe, sein Wiederaufflammen im Vatergefühl. Und so hat er seinen Helden auch mit einem Kreise scharf erfahreter Gestalten umgeben, die alle in ein eigenes und typisches Verhältnis zu dem Hauptproblem gebracht sind und von denen sich die reichere Individualität Pelles lebendig abhebt. Da ist „die Kraft“, eine überschäumende, ungebändigte Natur, die für sich allein die Welt neu ordnen möchte und am Widerstand der im Besitz Wohnenden zerschellt: diesem Proletarier der früheren Generation liegt der Gebanke an die anderen noch ganz fern. Da ist der gewissenhafte Gewerkschafter, der „von Anfang an mit dabei“ war, in der schwersten Zeit Treue hielt, aber über den nächsten Augenblick nicht hinaussieht. Da ist der Träumer, der den Menschen von innen aus revolutionieren will, und der Anarchist, der in überwallender Bitterkeit nur vom großen Weispiel der besreienden Tat Rettung erhofft. Und Frauen, sich behauptend und sich hingebend, ganz Gattin und Mutter, ohne viel verstandesmäßiges Interesse für das da draußen; die Schönheit, die leben, sich selbst in anderen genießen will; die Kameradin, und dann vor allen ist der prächtige alte Rasse da, Pelles Vater, von allen Nöten herumgeworfen, unverwundlich und vertrauensvoll, ernst und humorvoll zur rechten Zeit, das männliche Gegenstück zur „Mutter“ Gorkis. Mitleid und Sehnsucht sind die beiden Grundtriebe, die alle Menschen in Bewegung halten. Gafen und Meer, Land und Großstadt sind nur die Leiter ihrer Sehnsucht, die in immer neuen Formen wirken und schaffen will und selbst den schmutzigen Hof der scheußlichen „Arche“ noch mit tangenden Sonnenstäubchen übergoldet. Denn die Sehnsucht ist es, die alle Taten gebiert, alle Zukunft trägt.

Ein sehr breites Bild hat Andersen Nerd so geschaffen: es ist breit wie das Leben selbst und wie die wenigen ganz großen Werke, die Schachhalter dieses Lebens sind. Aber er hat es auch mit der phantastischen Kraft des Dichters gestaltet, vor der das längst Vertraute neu und das Neue vertraut wird. Besonders ist es die Großstadt, die seine Phantasie befruchtet. Eine greuliche Mietkaserne wird ihm zu einem verdunstenden Hochwald mit tausend Märchengheimnissen. Die Bogenlampen hängen wie eine Reihe spähender Lichtvögel über dem Asphalt; von Zeit zu Zeit schlagen sie mit den Flügeln, um sich schwebend zu erhalten. Alle Geräusche und Schatten nächtlicher Straßen erhalten ein gespensterhaftes Leben.

Die Übersetzung Mathilde Manns ist im ganzen recht flüssig, freilich von vielen skandinavischen Wendungen durchsetzt und vielfacher Verbesserung fähig, wozu hoffentlich Gelegenheit geboten wird.

Frankreich, Rußland, Skandinavien haben so ihren Beitrag zum Werden des neuen Romans, des proletarischen Romans gesteuert. Und wo bleibt Deutschland, wo bleiben wir?

Reform der Ernährung.

I.

Mit zunehmender Kulturentwicklung, mit wachsender Schnelligkeit des Weltverkehrs hat auch unsere Ernährung im Laufe der letzten Jahrhunderte eine Veränderung erfahren. Aus allen Erdteilen und Zonen gelangen jetzt neue Nahrungs- und Genussmittel auf unseren Tisch — es sei nur an die Einführung von Kaffee, Tee, Kakao, Zucker und der Kartoffel erinnert —, nicht wenige neue Nährpflanzen werden jetzt auch bei uns im eigenen Lande angebaut, und neue Kochverfahren haben bei uns Eingang gefunden. Auf dem Lande verspürt man von den Fortschritten der Kultur auf dem Gebiet der Ernährung verhältnismäßig am wenigsten. Dort nährt man sich vielfach noch nach Urbäter Weise von derber Kost, wie die seit alters her bekannnten Früchte des Bodens sie liefern, von einfachen geschmälzten Mehlspeisen, Hülsenfrüchten, Kartoffeln, Brot, etwas Speck usw., während frisches Fleisch, grüne Gemüse und Salate nur selten auf den Tisch kommen. Die harte Arbeit in freier Luft schafft gefunden Appetit und gute Verdauung, die die Bewältigung von großen Mengen dieser groben und oft wenig abwechslungsreichen Kost zuläßt. Wird diese Art der Nahrung in ausreichender Menge gewährt, so enthält sie die von der Wissenschaft geforderten Nährstoffquantitäten an Eiweiß, Fett und Kohlehydraten, und der Mensch kann dabei gesund und leistungsfähig bleiben.

Anderes liegen die Dinge für die Industriearbeiterschaft. Sie hat sich unter der Herrschaft der kapitalistischen Ausbeutung in ihrer Art zu leben und zu arbeiten der Natur entfremdet. Immer größere Schwierigkeiten stellen sich einer gesunden Lebensführung entgegen. Die Industriearbeit geht gewöhnlich im geschlossenen Raume vor sich; sie beschränkt sich zudem bei der bis ins kleinste durchgeführten Arbeitsteilung oft auf wenige Handgriffe, die sich in geisttötender Eintönigkeit stundenlang folgen, die der Arbeiter, die Arbeiterin nicht nur tage-, wochen- und monatelang, sondern nicht selten durch ein ganzes Leben machinenmäßig auszuführen hat. Die Entfernung des Wohnorts von der Arbeitsstätte ist in den Großstädten häufig so weit, daß der Weg nicht zu Fuß zurückgelegt werden kann. Die appetitanregende und verdauungsfördernde Wirkung eines längeren Aufenthaltes in frischer Luft ist dem Industriearbeiter verloren gegangen. Dies alles, dazu die nervenzerrüttende Hitze, in der sein Leben sich abspielt, macht ihn meistens unfähig, eine so umfangreiche und an Geschmacksreizen arme Nahrung zu verarbeiten, wie der ländliche Proletarier sie genießt. Es stellt sich das gebietliche Verlangen nach einer mehr konzentrierten, leichter verdaulichen und appetitanregenden Kost ein, die doch auch genügend vorhalten muß, und diese Ernährung bedingt einen mäßigen Gebrauch von frischem Fleisch. Deshalb empfindet die städtische Arbeiterschaft jede Verteuerung dieses wichtigen Nahrungsmittels als eine unmittelbare schwere Gefährdung ihrer Lebenshaltung. Das instinktive Verlangen nach fleischhaltiger Nahrung ist so groß, daß das arme Volk selbst Unlust- und Ekelempfindungen überwindet und sich Freibant-, Pferde-, Hunde- und anderes minderwertiges, aber billiges Fleisch zu verschaffen sucht, wenn gutes Fleisch unerschwinglich ist.

Im übrigen pflegt die Kost des Arbeiters aus den billigsten Nahrungsmitteln zusammengestellt zu sein, wie sie das Pflanzenreich liefert, denn das Sättigungsbedürfnis heischt in erster Linie Befriedigung. Wie oft aber kommt es vor, daß Menschen, die sich satt essen, dennoch Hunger leiden, das heißt, daß die Körpergewebe, die Zellen hungern, weil ihnen nicht die richtigen Stoffe zur Ernährung zugeführt werden! So entsteht die Unterernährung mit ihren verheerenden Folgen. Die schlechtentlohnte Arbeiterin zum Beispiel, die sich mit Kaffee, billigem Gebäck und geringer Wurst befriedigt, wird wohl satt, aber eine auch nur einigermaßen ausreichende Ernährung hat sie nicht. In jedem Falle begünstigt eine solche minderwertige Kost eine Verschlechterung des Blutes und damit eine Verringerung der Widerstandskraft gegen Krankheitserreger.

Im Gegensatz hierzu sehen wir in den besitzenden Schichten die unsinnigste Schwelgerei und Völlerei überhandzunehmen. Viele unter den Reichen überladen ihren Körper gewohnheitsmäßig mit Nährstoffen, vor allem mit Fleisch, die er im Stoffwechsel nicht genügend verarbeiten kann. So entsteht die Überernährung der Besitzenden als Gegenstück zur Unterernährung im Proletariat. Die im Körper sich anhäufenden Schlacken der nicht ganz ausgenutzten Ernährung bilden, durch körperliche Trägheit begünstigt, die Veranlassung zu Stoffwechselerkrankungen, wie Fettsucht, Gicht und dergleichen, zu deren Bekämpfung die Zahlungsfähigen alljährlich Heilquellen und Bäder aufsuchen, um nachher mit frischer Kraft schlendern und prassen zu können.

Große Gegensätze in der Ernährung finden wir zwischen fremden Völkern. Die Inder, Malaien, das arme Volk bei den Chinesen und Japanern leben fast ausschließlich von Pflanzkost; die Samojecken, die

Esimos in den eisigen Polarregionen dagegen fast nur von tierischer Nahrung. Das Verlangen des Eskimos nach Pflanzkost ist aber so groß, daß er mit Begier den Inhalt der Eingeweide von erlegten Rentieren genießt, die sich von Moos und Flechten nähren. Es ist also erwiesen, daß man sich fast ausschließlich sowohl von Pflanzkost, wie auch von tierischer Kost ernähren kann. Die Erfahrung deutet aber darauf hin, daß jede Einseitigkeit in der Ernährung vom Übel ist. Durch wissenschaftliche Experimente wurde sie bestätigt. Wo der Mensch sich seine Nahrung frei wählen kann, bevorzugt er gewöhnlich eine Mischung von pflanzlichen und tierischen Bestandteilen.

Die Frage: wie muß die Ernährung beschaffen sein, damit sie zum Aufbau eines gesunden Körpers ausreicht, den Menschen leiblich und geistig leistungsfähig bis ins Alter erhält und ihm die nötige Widerstandskraft verleiht gegen die seine Gesundheit ständig bedrohenden kleinsten Lebewesen, die Bazillen und Vatterien, — diese Frage hat die Wissenschaft seit langem beschäftigt, und sie ist erst zum Teil gelöst. Statt daß die Kulturstaaten es als eine ihrer dringendsten Aufgaben erachtet hätten, großzügig angelegte Forschungsinstitute für Ernährungshygiene ständig mit der sorgfältigsten Untersuchung aller einschlägigen Fragen zu betrauen, haben sie es — mit einer bescheidenen Ausnahme — den einzelnen Männern der Wissenschaft überlassen, auf eigene Hand die kostspieligen und langwierigen Versuche zu unternehmen, die hier Klarheit schaffen können. So kommt es, daß die Kritik an der heutigen Ernährung verhältnismäßig jungen Datums ist und daß die Erörterung ihrer etwaigen Reformierung sich an wenige deutsche und ausländische Namen knüpft. Die wichtigsten dieser Reformen seien im folgenden kurz gekennzeichnet.

Für die Wissenschaft von der Ernährung sind die Forschungsergebnisse von Voit, Pettenkofer, Rubner und anderen bahnbrechend und bedeutsam geworden. Die Lehren Voits über den Stoffwechsel sind theoretisch dem „Gesundheitsbüchlein“ des kaiserlichen Gesundheitsamtes zugrunde gelegt und in großem Maßstab praktisch in der Befestigung von Heer und Marine durchgeführt. Sie besagen, daß das Mindestkostmaß des männlichen Erwachsenen bei mittlerer Arbeit täglich 118 Gramm Eiweiß, 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlehydrate betragen soll. Möglichst ein Drittel des Eiweißbedarfs soll durch Nahrungsmittel aus dem Tierreich — Fleisch, Milch, Käse, Eier — gedeckt werden. Das Eiweiß gilt als Baustein der Zellen, die Kohlehydrate (Mehl- und Zuckersorten) als Quellkraft der Muskelkraft, das Fett als Heizmaterial im Körperhaushalt. Die Männer der Wissenschaft blieben sich wohl bewußt, daß diese Voitschen Zahlen nur das Ergebnis einer Anzahl von Versuchen an Leuten darstellen, die an eine bestimmte Lebensweise gewohnt waren. Neuerdings hat man allgemein gefunden, daß es häufig genug möglich ist, mit viel niedrigeren Ernährungswerten auszukommen. Auch hat Voit selbst nie geglaubt, gerade 500 Gramm Kohlehydrate müßten in der täglichen Nahrung eines jeden enthalten sein, ob er nun als Holzhauer im Freien arbeite oder als Stubengelehrter lebe.

Anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts trat der Arzt Dr. Rahmann mit Nachdruck dafür ein, daß bei der täglichen Kost des Kulturmenschen den Nährsalzen eine große Beachtung geschenkt werden müsse, deren Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit für die Ernährung schon längst erkannt worden war. Die Milch ist das vollkommenste Nahrungsmittel, da Säuglinge und junge Tiere von ihr ausschließlich leben können. Für erwachsene Menschen und Tiere reicht sie allein nicht mehr aus. Darauf läßt schon die Bildung der Zähne schließen, die doch offenbar für festere Nahrung bestimmt sind, auch wenn sie noch Milchzähne heißen. Nach den meisten Fachgelehrten kann daher auch die Zusammenetzung der Milch nicht maßgebend für die Zusammenetzung der Kost des Erwachsenen sein. Dr. Rahmann ist darin jedoch anderer Ansicht, und er stützt sich dabei auf den folgenden Versuch. Fütterte man einen Hund mit Milch, der die Nährsalze entzogen sind, so geht er zugrunde. Daraus schließt Rahmann, daß die Milch alle für den Körper notwendigen Stoffe in richtiger Mischung enthält, und daß dieses Mischungsverhältnis als Maßstab für die Zusammenetzung unserer Nahrung dienen müsse. Eine Tagesmenge von 2400 Gramm Speisen hätte demnach zu enthalten an Wasser 2000 Gramm, Eiweiß 100 Gramm, Kohlehydraten 100 Gramm, Nährsalzen 25 Gramm. Die Nahrung der meisten zivilisierten Völker ist aber nach Rahmanns Meinung zu arm an Nährsalzen, es stimmen auch die Mengen dieser Nährsalze nicht mit den Verhältniszahlen der Milch überein. Daraus entsiehe dann eine fehlerhafte Blutmischung, die Ursache zu vielen Krankheiten wird. Um dem Körper die Nährsalze zuzuführen, die er dauernd nicht entbehren kann, sollen Salate und Blattgemüse, Knollen- und Wurzelgemüse sowie Obst in der Ernährung mehr als gewöhnlich üblich berücksichtigt werden. Fleisch, Brot, Kartoffeln und Hülsenfrüchte stehen erst in zweiter Linie. In Frage kommen diese anorganischen Stoffe, die man gewöhnlich als Nährsalze be-

zeichnet, obgleich sich unter ihnen mit dem Kali eine Base, mit dem Eisenoxyd ein Oxyd, ferner Säuren befinden: Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Eisenoxyd, Phosphorsäure, Schwefelsäure, Kieselsäure, Chlorverbindungen und andere. Da diese Stoffe in heissem und kaltem Wasser leicht löslich sind, werden sie bei der üblichen gedankenlosen Zubereitung durch Wässern und Abbrühen der Gemüse zum großen Teile entfernt. Eine solche Gemüseanahrung ist entwertet. Das nach Lahmannschen Grundsätzen zusammengestellte „Hygienische Kochbuch“ von Elise Starke verpönt denn auch alles Abbrühen und Abkochen der Gemüse. Man soll sie in wenig Wasser auf kleinem Feuer gar kochen. Schmeckt Gemüse zu streng, weil es auf übermäßig gedüngtem Boden gewachsen war, so mag man etwas Milch hinzufügen, die das Herbe mildert. Von Kochsalz wird dem Körper gewöhnlich zuviel zugeführt. Hier ist eine Einschränkung der Salzzufuhr geboten. Die Kochvorschriften von E. Starke bieten viel Neues und Treffliches und eignen sich zum Teil auch für den einfachen Haushalt. Wer vorübergehend oder für längere Zeit den Fleischgenuss meiden will, der findet hier Anleitung zur Herstellung einer aus Pflanzen, Milch und Eiern sich zusammensetzenden Kost, die so schmackhaft ist, daß sie das Fleisch leicht entbehren läßt, und die doch dem Körper alles gibt, was er braucht. Sie ist auch etwas billiger als fleischhaltige Ernährung, dafür aber zeitrauender in der Herstellung.

Der Nährstoffforschung wird in neuerer Zeit von der Wissenschaft die größte Beachtung geschenkt. Der Mensch kann die Nährstoffe so wenig entbehren wie das Tier und die Pflanze. Nach Kochsalz und Kali sind Kalk und Phosphor davon besonders wichtig, weil unbedingt nötig zum Knochenaufbau und Wachstum. Fehlen die Kalksalze in der Nahrung der kleinen Kinder, so bleiben die Knochen weich und verkrümmen, die Kinder sind rachitisch. Milch, Spinat, Feigen sind besonders kalkhaltig, aber auch das Trinkwasser, wenn es hart ist. Wie wichtig der Genuss kalkhaltigen Trinkwassers ist, will unter anderen Dr. Kose auf Grund eingehender Untersuchungen feststellen haben. Er behauptet, daß dort, wo weiches Wasser getrunken wird, wie es die Wasserleitungen der Städte oft führen, wie es aber auch in Dörfern nicht selten ist — die Herkunft des Wassers entscheidet darüber —, die Güte der Zähne, der Brustumfang, die Körpergröße und damit die Militärtauglichkeit abnehmen. Getreidekörner, Hülsenfrüchte, Eier sind reich an dem phosphorhaltigen Lezithin, aber auch an Eisen, das ein notwendiger Bestandteil unseres Blutes ist.

Bereits hat die Industrie sich der Herstellung künstlicher Nährsalze bemächtigt, und sie entfaltet eine großartige Reklame für ihre nicht immer einwandfreien Erzeugnisse in der bürgerlichen Presse. Man kann schon fast von einem Nährsalzjungfer reden, der hier gezüchtet wird. Wer seine Nahrung vernünftig auswählt und zubereitet, der braucht keine teuren Nährsalze zu kaufen. Er führt sie sich in der vollkommensten Form und in der feinsten gesundheitsdienlichen Mischung in der täglichen Kost zu.

M. Kl.

Gegenüber.

Gestern um Mitternacht ein Geschrei und Heulen vernahm ich; Schergen ergriffen ein Weib, das sie im Laster ertappt. Drüben im hohen Palast erwartet den Vuhlen die stolze Kurtisane und streift nieder das reiche Gewand. fr. Theodor Vischer.

Feuilleton

Hamza und Hanifa.

Von Gustaf Janson.

(Schluß.)

Nach dem Kanonenschuß, der Hamza aus dem Schlaf gewedt, war eine Weile Ruhe gewesen. Plötzlich begannen die Kanonen aufs neue zu donnern. Sie standen halb eingegraben im Sand, auf der anderen Seite des Wegs, mitten vor dem Marktplatz. Hamza schüttelte den Kopf und stand auf. Es war wie ein Rebel vor seinen Augen, und er schleppte sich mit wankenden Schritten nach seiner Hütte. Das Unglück war rasch und zermalmend gekommen, seine Palmen, seine Kinder mußten sterben.

Draußen wuchs das Getöse. Einige Schüsse von einem Vorposten, der eilig durch den Sand retrikierte, eröffneten den Kampf. Gleich darauf begann das Handgewehrfeuer längs der ganzen Linie.

Von seinem Platz aus hörte Hamza, wie der Lärm stärker wurde. Die Kanonen wurden in regelmäßigen Zwischenräumen abgefeuert, aber die Gewehre knatterten ununterbrochen. Nachdem das Schießen eine Weile gedauert, hatten sich seine Ohren daran gewöhnt. Das Erschreckende an dem Tosen wurde weniger, statt dessen kam die Neugierde. Sie packte ihn heftig, er mußte wissen,

was da draußen vorging. Er machte eine Bewegung, um aufzustehen, aber Hanifa, die neben ihm kauerte, zog ihn wieder nieder.

„Es steht alles in Gottes Hand,“ sagte Hamza feierlich. Als er dem fragenden Blick seiner Frau begegnete, merkte er, daß sie die Worte nicht gehört hatte, und wiederholte sie mit erhobener Stimme.

Wieder lauschte er hinaus. Jetzt hörte er zweierlei Geknatter, eins in der Nähe, heftig und andauernd, eins weiter entfernt, zornig und herausfordernd. Hamza nickte. Die Rechtgläubigen waren dort drüben, griffen die Fremdlinge an und...

„Kommt!“ rief eine Stimme, und die Türöffnung wurde einen Augenblick verfinstert.

Hamza wollte aufstehen, aber Hanifas Hände griffen seinen Arm und hinderten ihn daran. Er sank wieder zusammen. Sein Herz klopfte, und sein Atem ging kurz und heftig. Er fühlte ein seltsames Bedürfnis, laut zu schreien und um sich zu schlagen.

„Das Gewehr!“ leuchtete er und kroch nach dem Graslager, unter dem die Waffe versteckt lag.

Hanifa war sogleich an seiner Seite und nahm es ihm ab.

„Bin ich denn kein Mann?“ fragte Hamza, wie er selber meinte, sehr erzürnt über ihre Eigenmächtigkeit.

„Alter,“ antwortete Hanifa und setzte etwas hinzu, was er nicht verstand, denn plötzlich trachten ein Duzend Schüsse dicht bei der Hütte. Hamza lauschte atemlos. Der Lärm, der vorhin trotz der Kanonenschüsse und der Gewehrsalven etwas Monotonies, gleichzeitige Prickelndes und Beklemmendes gehabt, wurde auf einmal fordernd, gebietend. Etwas Wichtiges, etwas, an dem er teilnehmen mußte, trug sich auf der anderen Seite der Lehmvand zu.

„Meine Palmen!“ schrie er und rief das Gewehr an sich. Jetzt wußte er es, er mußte den Tod der Dattelpalmen rächen.

Aber Hanifa war rascher als der Mann. Mit der einen Hand hielt sie den Fortstrebenden, mit der anderen raufte sie ihr Haar.

„Alter... Alter...“ kam es eilig über ihre Lippen.

Die Schüsse neben der Hütte knallten in rascher Folge. Aber auch in dem äußeren Lautzirkel steigerte sich das Getöse. Die Kanonen donnerten ununterbrochen, und wie ein Raufen um das Ganze klang das Knattern der Gewehre, das ständig an Stärke und Umfang zunahm.

Hamza fühlte das Blut durch die Adern brausen, und seine Glieder füllte Jugendkraft. So stark wie jetzt war er noch nie gewesen. Ruhig stand er auf, schob die Frau zur Seite und ging nach der Tür. Aber da fiel ihm ein, daß das Gewehr ohne die Patronen wertlos war, und er rief Hanifa zu, sie ihm zu reichen. Sie lächelte still und zufrieden, das Beste war doch, wenn man wußte, was man wollte.

Da geschah etwas Neues, Unerwartetes.

Ein Ruf voller Schmerz, Mut, Rachgier und Haß brauste von allen Seiten. Es waren Hunderte von Stimmen, die schrien, und Hunderte von Herzen, die in diesem Schrei einen Ausdruck für ihre Gefühle suchten. Wie eine Woge von Schreck schlug alles über die Hütte zusammen. Harte Schritte gingen vorbei, und eilige Schüsse fielen.

Das Gewehr in der Hand, trat Hamza aus seiner Wohnung.

„Meine Dattelpalmen,“ sagte er durch die zusammengebissenen Zähne.

Der erste, den er sah, war Khalil, sein Nachbar. Er lag lang auf dem Boden und rührte sich nicht. Hamza hob den Blick von dem Leichnam und starrte mit offenem Munde. Dort floh Sidi bel Hasen Hals über Kopf, neben ihm fiel ein älterer Mann hin — war das nicht El Wibi, den sie den Geizigen nannten? Und er kroch auf Händen und Füßen, stand auf, fiel wieder um und kroch weiter, wobei eine namenlose Angst aus seinen Augen leuchtete. Und da lag Abu Afr, der sich erst vor einem Monat eine Frau genommen. Er hatte ein kleines rundes Loch in der Stirn. Was würde seine junge Frau nur dazu sagen?

Hamza konnte seinen Gedanken nicht zu Ende denken. Eine ganze Reihe verschiedener Ereignisse trug sich gleichzeitig zu. Eine Kugel piff an seiner Wange vorbei und bohrte sich mit einem dumpfen Knall hinter ihm in die Wand. Federbüsche flatterten jenseits der Kaktushede, die weißen Tropenhelme der Italiener tauchten zwischen den fleischigen Blättern auf, Schüsse fielen. Hurrarufe und Verwünschungen klangen durcheinander. Ein Mann lief vorbei, den Hamza wieder erkannte, ohne sich indessen entsinnen zu können, wer er war. Der andere schrie ein paar Worte, zeigte mit seiner braunen Faust auf den Markt und war wieder verschwunden. Der alte El Wibi fiel zum vierten oder fünftenmal hin, jammerte laut und blieb liegen.

Keuchend und wutschraubend stürmten die Italiener den Garten von zwei Seiten. Durch die Pforte auf den Weg hin drang eine Schar Versaglieri, von der Seite nach der Wüste zu brachen Linien-

soldaten in grauen Mänteln herein. Alle waren außer sich. Ihre Augen glühten, ihre Lippen zuckten und ihre Zungen formten drohende Anklagen, die aus trockenen Kehlen hervorgeröchelt wurden. Sie rannten hin und her. Der Garten war eine Weile der Tummelplatz für ein sinnloses wüstes Durcheinander.

Ein Soldat rannte sein Bajonett in den Leib des toten Abu Afr und schrie ununterbrochen: „Verräter! Verräter!“

Ein anderer schoß hinter dem Mann her, der soeben an Hamza vorbeigeflohen war. Ein dritter ging mit Kolbenstößen und Verwünschungen auf einen Palmstamm los, seine Augen stierten wild, ohne zu sehen, und sein Mund heulte unbegreifliche Töne. Überall geschah etwas Wahnwütiges oder Unerklärliches.

Nach und nach zeigte sich eine scheinbare Planmäßigkeit in den Bewegungen, ein vernünftiger Gedanke einte die überreizten Gehirne zum gemeinsamen Handeln. Der Soldat, der noch immer den toten Abu Afr mißhandelte und sein „Verräter“ schrie, hatte die nötige Formel gefunden.

„Verräter!“ brüllten sie schäumend vor Wut. „Verräter!“ heul-ten alle ohne Ausnahme.

Zwei Soldaten kamen um die Ecke und führten den verwundeten Dorfvorsteher in der Mitte. Er wurde an die Lehmwand geworfen, ein paar Schüsse knallten, und der Mann sank zusammen.

„Verräter! Verräter!“ schrien die, die ihn erschossen, und die Genugtuung des Triumphes gab ihren Stimmen Klang. Sie hatten nicht nur eine notwendige Arbeit verrichtet, sondern auch eine gerechte Strafe erteilt. Sie stiegen in ihrer eigenen Achtung.

Hamza stand noch immer auf demselben Fleck. In dem wüsten Durcheinander war ihm noch nichts zuleide geschehen, und er starrte jetzt überrascht auf den Erschossenen neben der Lehmhütte. Das war ja Ibrahim, der eben vorbeigeflohen und den er in seiner Verwirrung nicht wiedererkannt hatte. Dann senkte er den Kopf und horchte. Das Geschrei draußen in der Wüste hatte aufgehört, auch die italienischen Linien schossen nicht mehr. Die Schlacht war zu Ende. Der Angriff im Rücken war zu früh gekommen und folglich mißglückt. Das verstand freilich der alte Hamza nicht. Er fühlte nur, daß die schreienden Stimmen, die wilden Gebärden und die verzerrten, haßerfüllten Gesichter um ihn herum etwas weit Grausigeres waren als alles, was der gewaltige Donner der Kanonen und das unausgesetzte Knattern der Gewehre in sich bargen.

„Hier ist noch einer von den Hunden!“ schrie einer neben ihm. „Von seinem Schweinsstall aus haben sie auf uns geschossen,“ rief ein anderer.

„Hängt den Kerl!“

„Eine Kugel! Meine Patronen sind alle.“

Ein halbes Duzend Soldaten sammelte sich um Hamza. Zwei Häufte fielen schwer auf seine Schulter, die eine zog nach rechts, die andere nach links. Von allen Seiten kamen wutentbrannte Männer gelaufen.

Ein junger Offizier drängte sich heran. Seine Augen glühten in dem blaffen Gesicht. Statt der Todesangst, die dorthin aus seinen Blicken gesprochen, brannte jetzt ein unlöslicher Nachedurst in ihnen.

„Ordnung, Kameraden! Vor allen Dingen Ordnung!“ lärmte er. „Wir dürfen uns nichts zuschulden kommen lassen, am wenigsten einen... einen...“ Seine Zähne kauten eine Weile dasselbe Wort, ohne das folgende zu finden. Darauf brach er in ein nervöses Lachen aus, das seine wohlgebildete Gestalt schüttelte. „Hat einer den Alten schießen sehen?“ fragte er, nachdem er mit einer Niesenanstrengung den Krampfhafsten Anfall unterdrückt hatte.

„Ein türkisches Gewehr liegt hier vor seinen Füßen.“ Der Soldat, der die Antwort gab, stieß heftig das Gewehr beiseite.

„Dann ist die Sache klar, er soll... soll...“ Wieder kauten die Zähne des jungen Mannes das Wort, bis sich der Anfall aufs neue in einen Lachparoxysmus auslöste. Ohnmächtig vor Wut zeigte der Offizier auf die Wand.

„Gott ist groß,“ murmelte Hamza und sah nach der Hütte zurück, in deren Tür gerade ein paar Soldaten hineindrängten.

Aus dem Garten seines Nachbarn Khalis drang gelles, andauerndes Schreien einer Frau. Einige Schüsse knallten und das Schreien ging in ein schwaches Wimmern über.

Ringsumher hörte man Schießen. Aber es waren keine gewöhnlichen Schüsse. Es lag etwas Hibiges, Unbeherrschtes in ihnen, das den Gedanken auf Schreck und Verbitterung lenkte. Es lag in der Weise, wie der eine Schuß eine endlose Reihe anderer nach sich zog, es lag in der plötzlichen und unmotivierten Stille, die bisweilen eintrat, nur um sogleich einem noch grauenvolleren Lärm Platz zu machen.

Einige Kanonen rollten den Weg hinan, der unterhalb des Dorfes fest und hart wie Stein war. Dann kamen sie an eine

Stelle mit losem Sand. Das betäubende Geratter der Räder brach plötzlich ab und erstickte in einem schreieigen Knirschen, das von den antreibenden Zurufen der Artilleristen und einigen tausenden Peitschenhieben übertönt wurde. Weit hinten in der Ferne fragten drohend neue Schüsse, denen andere aus den Gärten des Dorfes antworteten. Pferdehufe donnerten gegen den Weg, und durch den Eingang in der Kaktushecke sah Hamza eine Gruppe Offiziere vorbeijagen.

Hamza wurde gegen die Wand seines Hauses geworfen. Ein Soldat schlug ihn mit der Faust auf den Kopf, ein anderer spuckte ihm ins Gesicht.

„Verräter! Hund!“

Der alte Hamza fiel vornüber auf die Schwelle, rollte einmal herum und wurde wieder auf die Füße gestellt.

„Seht doch, sie hat überall Patronen in ihren Kleidern versteckt! Unerhört!“

Hanifa wurde neben dem Mann geworfen, fiel an seiner Seite wie ein Ball zusammen und schloß die Augen. In der Hand hielt sie noch ein Patronenpaket.

„Zurück!“ rief der Offizier mit den hysterischen Lachanfällen. „Vergeht euch nicht. Gerechtigkeit und Ordnung, Kameraden! Verräter sollen bestraft werden, aber Unschuldige... ha, ha, ha! Verdammte... Aus dem Weg da! Zweites Peloton, Aufstellung! Ha, ha, ha!“

Verzagert und Linien Soldaten drängten sich durcheinander und stellten sich zu einer krummen, unregelmäßigen Linie auf. Aber die Erbitterung nahm überhand, sie konnten keine Ordnung mehr halten. Ein Mann schoß ohne zu zielen, und die Kugel bohrte sich in die Wand. Einige vereinzelt Schüsse knallten, und dann krachte die Salve, bevor noch das Kommando ertönte.

Hamza hatte sich niedergebeugt und ordnete die Mhlava der zu Boden gesunkenen Hanifa. Als die Soldaten sie aus der Hütte geschneppt, hatte sich das Gewand über der Schulter gelöst, und die braune Haut der alten Frau lugte durch den Riß. Es verletzte sein Gefühl, daß die Blicke der fremden Ungläubigen den Leib einer arabischen Frau berühren sollten. Darauf lächelte er mit einem Gemisch von Mitleid und Verachtung die Soldaten an. Sie wollten ihn denselben Weg wie Ibrahim schicken — gut, er war bereit. Aber weshalb auch die alte Hanifa?... Das wunderte ihn und tat ihm weh. Die Patronen in ihren Händen... Nun, sie hatte doch nur ihrem Gatten gehorcht, wie es jede gute Frau tut und tun soll.

Als er die Gewehre, deren Läufe teilweise Bajonette trugen und sich wie Schilf im Winde wiegten, auf sich gerichtet sah, streckte er die Arme am Körper entlang, wie es Vorschrift in der Sekte der Malachiten ist, richtete die Augen gen Himmel und rief laut:

„Gott ist groß!“

Die Gewehre spien Feuer und Kugeln. Es knallte gegen die Lehmwand. Die alte Hanifa schrie auf, wurde aber sofort wieder still und lag regungslos. Hamza schloß geblendet die Augen, öffnete sie aber gleich wieder. Es brannte in seiner Brust, sie hatten ihm die Eingeweide mit geschmolzenem Blei gefüllt. Seine Beine wollten ihn nicht mehr tragen. Dann kam die Nacht, kühl und erbarmend nach einem qualvollen Tag. Zum letztenmal öffnete Hamza die Augen. Er sah die Palmen, seine Kinder, die verborbene Hecke und... und... ach so, Hanifa, die ihm so viele Jahre treu zur Seite gestanden. Sie war ihm immer eine gute Frau gewesen, eine gute... Er bewegte den Kopf, daß er an ihrer Schulter lag. Sie war schon zur Ruhe gegangen und schlief so fest... freilich, es war ja Nacht... Nacht...

Ein lautes Lachen in der Nähe gab Hamzas Gedanken eine andere Richtung. Zwischen den Soldaten stand ein Mann in Zivilkleidung mit dem Käppi auf dem einen Ohr. Er hatte den Zeigefinger durch den Bügel eines Revolvers gesteckt, den er hin und her schlenkerte.

„Wo habe ich den früher gesehen?“ dachte Hamza. Aber er fühlte sich zu müde, um nach der Antwort zu suchen, außerdem war es ja Zeit zum Schlafen. Seine Augenlider fielen ihm zu, ein Zucken lief durch den Körper, und Hamza vergaß die Schmerzen und die Unruhe über der Stille und Ruhe, die endlich gekommen waren. Mit einem leichten dankbaren Seufzer flüsterte er:

„Gott ist groß!“

Aber ihn weg rief der hysterische Offizier dem Dolmetsch, der zur passenden Zeit aufgetaucht war, eine Frage zu.

„Was der Alte sagte?“ fragte der Dolmetsch zurück. „Dummheiten natürlich!“ Dann überseht er mit einem albernen Lachen: „Gott ist groß! Hi-hi-hi!“

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Feilke (Hundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von J. G. W. Metz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.